

*Thomas Kühne*

## GEMEINSCHAFT UND GENOZID

### Deutsche Soldaten im nationalsozialistischen Vernichtungskrieg

Anfang Oktober 1941 erhielt Hauptmann Friedrich Nöll einen Auftrag, der ihn zutiefst verunsicherte. Sein Bataillonskommandeur, Major Komnichau, befahl ihm, die gesamte jüdische Bevölkerung des russischen Dorfes Krutscha zu erschießen – Männer, Frauen und Kinder. Nöll befehligte in dem im rückwärtigen Heeresgebiet westlich von Smolensk gelegenen Dorf die 3. Kompanie des I. Bataillons des 691. Infanterieregiments. Alle drei Kompanien des Bataillons erhielten ähnliche Mordbefehle. Aber ihre Führer reagierten darauf unterschiedlich. Oberleutnant Kuhls, Mitglied der NSDAP und der SS, führte ihn für seine Kompanie ohne Zögern aus. Gegenteilig reagierte Oberleutnant Sibille, ein 47 Jahre alter Lehrer. Auf die systematischen Mordaktionen der Einsatzgruppen anspielend, erklärte er seinem Vorgesetzten, er „könne es anständigen deutschen Soldaten nicht zumuten, sich an solchen Dingen die Hände zu beschmutzen“. Juden würde seine Kompanie nur erschießen, wenn es sich um Partisanen handelte. Er habe aber keine Verbindungen der Juden zu den Partisanen feststellen können. Die Greise, Frauen und Kinder unter den Juden seien keine Gefährdung für seine Männer, so dass keine militärische Notwendigkeit für eine solche Maßnahme vorliege. Auf die Frage seines Vorgesetzten, wann er denn endlich hart werde, antwortete er, in diesem Fall nie.<sup>1</sup>

Nöll reagierte zunächst ausweichend, am Ende aber doch wie befohlen. Auch ihm war klar, dass es nicht zu den Aufgaben der Wehrmacht gehörte, solche Erschießungen vorzunehmen, und dass er nach § 47 des Militärstrafgesetzbuchs einen als verbrecherisch erkannten Befehl ablehnen

---

<sup>1</sup> So die Auslassungen Sibilles und weiterer, zu Beginn der 50er Jahre vernommener Zeugen, siehe Schreiben Sibilles v. 2. Februar 1953, Hauptstaatsarchiv Darmstadt, H 13 Darmstadt, 979, Ks 2/54 ./.. Nöll, Zimmer u. Magel, Bl. 207–210, dazu Urteil v. 10. März 1956, hier Bl. 756f. – Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um eine veränderte deutsche Fassung von Thomas Kühne, *Male Bonding and Shame Culture: Hitler's Soldiers and the Moral Basis of Genocidal Warfare*, in: Olaf Jensen/Claus-Christian W. Szejnmann/Martin L. Davies (Hg.), *Ordinary People as Mass Murderers. Perpetrators in Comparative Perspectives*, Houndmills 2008, S. 55–77.

konnte und musste.<sup>2</sup> Aber Nöll verweigerte den Befehl nicht. Er fürchtete, sich beim Bataillonskommandeur unbeliebt zu machen und als zu weich zu gelten. Allerdings wollte Nöll sein eigenes Gewissen mit der Tat nicht belasten. Er beauftragte seinen Hauptfeldwebel mit der Durchführung der Erschießungsaktion. Kameraden und Untergebenen gegenüber empörte sich dieser zwar darüber, dass die Sache auf ihn abgeschoben wurde, wiegelte aber die Entrüstung, die sich unter den Soldaten artikulierte, mit der Bemerkung ab, „Befehl ist Befehl“, und organisierte die Erschießung von ein bis zweihundert Juden bis zum Abend.<sup>3</sup>

Wohl die meisten Soldaten erledigten ihre Aufgabe nur widerwillig. Manche verzichteten darauf, flüchtende Juden zu verfolgen und schimpften später über die „Schweinerie“, die ihnen zugemutet worden war, zumal „schwängere Frauen“ unter den Opfern gewesen seien.<sup>4</sup> Einige waren „völlig erschüttert und dem Nervenzusammenbruch nahe“.<sup>5</sup> Ein Theologiestudent machte gegenüber einem Kameraden nach der Exekution „seiner seelischen Bedrängnis“ Luft, „dass er als Theologe an einer so furchtbaren Maßnahme teilnehmen musste“.<sup>6</sup> Ein anderer hatte bereits auf dem Weg zum Erschießungsplatz darum gebeten, abgelöst zu werden. Dieser Bitte wurde auch nachgegeben, allerdings erst nach Beginn der Exekution und nachdem er selbst (nach eigenem späteren Bekunden: daneben) geschossen hatte. Andererseits gab es auch Soldaten, welche die Sache im Hinblick auf die Partisanengefahr als notwendig ansahen.<sup>7</sup> Einige zeigten sich sogar „über die Exekution begeistert“.<sup>8</sup> Aber sie bildeten eine Minderheit – ebenso wie die Verweigerer.

<sup>2</sup> Erich Schwinge, *Militärstrafgesetzbuch nebst Kriegssonderstrafrechtsverordnung*, Berlin <sup>2</sup>1944, S. 100–109.

<sup>3</sup> Im Revisionsurteil wurde von einer Mindestanzahl von 15 Männern und Frauen ausgegangen, wie Anm. 1, Urteil v. 10. März 1956, hier Bl. 756. Zahlen von 60 bis 250 Opfern wurden in den Zeugenaussagen genannt.

<sup>4</sup> Aussage Adolf Z., 24. September 1953, ebd., Bl. 360, ähnlich Karl B., 5. Dezember 1953, hier Bl. 379.

<sup>5</sup> Aussage Hans W., 28. August 1953, hier Bl. 337.

<sup>6</sup> Ebd., hier Bl. 336.

<sup>7</sup> Ebd., hier Bl. 337.

<sup>8</sup> Aussage Wilhelm W., 11. Dezember 1953, hier Bl. 386.

*Die Deutschen und der Holocaust*

Diese Geschichte wirft ein Schlaglicht auf die soziale Verfassung der Täter, die mit dem Massenmord an den Juden befasst waren, und auch auf die deutsche Gesellschaft im Holocaust in ihrer Gesamtheit. Welche der Mördereinheiten man auch untersucht, solche der SS, der Ordnungspolizei oder der Wehrmacht, immer wieder stellt man fest, dass keine durch uniforme Einstellungen, Ideologien und Verhaltensweisen ihrer Mitglieder geprägt war. Selbst der Antisemitismus der meisten Täter kannte durchaus unterschiedliche mörderische Varianten. Und so verhält es sich mit der deutschen Gesellschaft im Nationalsozialismus überhaupt. Dass sie ideologisch nicht so uniform war, wie das nationalsozialistische Regime es anstrebte, hat die historische Forschung hinlänglich demonstriert. Beide christliche Konfessionen, in geringerem Maße auch das ehemals sozialistische Arbeitermilieu sowie liberale, demokratische und selbst konservative bürgerliche Zirkel und neuentstehende Protestgruppen boten ideologische Rückhaltebecken, die ihre Anhänger vor der totalitären Vereinnahmung schützten. Gleichzeitig war diese NS-Gesellschaft aller inneren Differenzierung zum Trotz doch in einer Hinsicht äußerst uniform. Unterschiedliche Einstellungen, Sichtweisen, Empfindungen, Erfahrungen und Hoffnungen hielten den Holocaust nicht auf. Neuere Forschungen lassen kaum ernsthaften Zweifel daran zu, dass ein außerordentlich großer Teil der Bevölkerung, und zwar sowohl der an der Kriegsfrente oder dahinter eingesetzten Soldaten wie auch der übrigen Männer, der Frauen und selbst der Jugendlichen an der ‚Heimatfront‘ durchaus von der Monstrosität der deutschen Verbrechen an den Juden wussten, auch wenn manche Details und das ganze Ausmaß des Genozids erst seit 1945 begriffen werden konnten.<sup>9</sup>

Mochten viele Deutsche Unbehagen am Massenmord an den Juden und an anderen Bevölkerungsgruppen empfinden, so entwickelten sie doch zu keinem Zeitpunkt auch nur ansatzweise so etwas wie soziale Solidarität zugunsten der Juden.<sup>10</sup>

---

<sup>9</sup> Frank Bajohr/Dieter Pohl, *Der Holocaust als offenes Geheimnis. Die Deutschen, die NS-Führung und die Alliierten*, München 2006; Peter Longerich, „*Davon haben wir nichts gewusst!*“ *Die Deutschen und die Judenverfolgung*, Berlin 2006.

<sup>10</sup> Der berühmte Rosenstraßen-Protest ist eine Ausnahme, die aber auf wenige verwandtschaftliche Beziehungen begrenzt blieb und sofort verpuffte, als diese gerettet zu sein schienen

In der Wehrmacht mit ihren insgesamt rund 17 Millionen Soldaten aus allen (männlichen) Teilen der deutschen Bevölkerung spiegelt sich das Verhältnis der Deutschen zum Holocaust in besonderer Eindringlichkeit wider. Dass die Wehrmacht maßgeblichen Anteil an der Ermordung der europäischen Juden hatte und die genozidale Kriegsführung zwischen 1939 und 1945 nicht nur unterstützte, sondern auch initiierte, ist seit Ende der 1970er Jahre durch die historische Forschung und seit 1995 durch die Ausstellung *Verbrechen der Wehrmacht* des Hamburger *Instituts für Sozialforschung* hinlänglich deutlich geworden. Die Wehrmachtführung war an der Planung des Vernichtungskrieges gegen „Bolschewismus und Judentum“ seit 1941 maßgeblich beteiligt, legte mit den so genannten „verbrecherischen Befehlen“ die Grundlage für straffreie Übergriffe auf Zivilisten, insbesondere auf Juden und Kommunisten. Sie ließ mehr als die Hälfte ihrer 5,7 Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen erschießen, verhungern oder tödlicher Zwangsarbeit zuführen. In manchen Besatzungsgebieten wie Serbien organisierte die Wehrmacht den Holocaust weitgehend unabhängig von der SS. Einzelne Wehrmachtseinheiten und -soldaten beteiligten sich freiwillig an den Massenerschießungen von Juden im Osten. Zahllose Einheiten leisteten den Einsatzgruppen logistische Unterstützung, indem sie die lokale jüdische Bevölkerung ausfindig machten, zusammentrieben, Erschießungsorte abriegelten und Deportationen in die Wege leiteten. Im Rahmen des eskalierenden Partisanenkrieges in der Sowjetunion, aber auch an anderen Kriegsschauplätzen in Europa seit 1942 war die Wehrmacht neben der Waffen-SS für unzählige Massaker an Juden und anderen Bevölkerungsteilen verantwortlich.<sup>11</sup> Keineswegs alle Soldaten aber schwenkten bereitwillig auf die genozidale Kriegsführung ein; vermutlich war nur eine relativ kleine Minderheit – weniger als 100.000 – aktiv und persönlich an Mordaktionen beteiligt. Die übrigen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, schwiegen. Sie protestierten nicht, opponierten nicht, unterminierten den Genozid auch nicht im Geheimen, sondern schauten zu oder schauten weg, ließen die Mörder gewähren, nicht selten applaudierten sie, und fast immer taten sie, was ihnen befohlen wurde.

---

(und auch waren). S. Nathan Stoltzfus, *Resistance of the Heart. Intermarriage and the Rosenstrasse Protest in Nazi Germany*, New York 1996.

<sup>11</sup> Zum Forschungsstand zuletzt Christian Hartmann/Johannes Hürter/Ulrike Jureit (Hg.), *Verbrechen der Wehrmacht*, München 2005.

Warum? Warum haben so viele mitgemacht, aktiv und freiwillig, oder doch zuschauend und damit billigend? Zur Beantwortung dieser Frage haben Historiker, Politologen und Soziologen auf den Antisemitismus verwiesen oder auf die Furcht vor der Gestapo und der drakonischen Militärjustiz, auf Befehlsgehorsam und Obrigkeitshörigkeit, nicht zuletzt auf den zumal in kleinen Tätergruppen wirksamen Konformitätsdruck.<sup>12</sup> Alle diese Erklärungsansätze beschreiben zweifellos maßgebliche Aspekte der sozialen Realität im Dritten Reich. Aber vom Antisemitismus waren nicht alle Deutschen gleichermaßen befallen, und der Terror der Gestapo, die Obrigkeitsmentalität und der Konformitätsdruck ließen, wie nicht zuletzt das Beispiel Krutscha zeigt, jedem Deutschen die Möglichkeit offen, sich einem Mordbefehl zu verweigern.

Der vorliegende Beitrag sucht die Antwort auf die Frage nach dem Mitmachen nicht nur in Feindbildstereotypen der Deutschen und in den Zwängen, denen sie im Nationalsozialismus unterworfen waren, sondern in ihren Selbstbildern und besonders in der Art und Weise, in der sie sich selbst erfahren haben – nämlich als Gemeinschaft. Gemeinschaft ist ein elementares soziales Phänomen, das in den allermeisten modernen Gesellschaften positiv besetzt, wenn nicht romantisierend verklärt ist. Im Nationalsozialismus jedoch, so die hier vertretene These, wurde ein sozialer Mechanismus wirksam, der sich am besten als Vergemeinschaftung durch Verbrechen bezeichnen lässt, obwohl er von den historischen Akteuren gleichzeitig auch als moralisch „gut“ wahrgenommen werden konnte. Er war das Resultat eines historischen Prozesses, der mit der Bewältigung des Ersten Weltkrieges zusammenhing. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die um die individuelle Verantwortung kreisende Ethik, die für die westlichen modernen Gesellschaften charakteristisch ist, von einem moralischen System verdrängt, in dem als „gut“ nur das galt, was gut für die eigene Gemeinschaft erschien, während als „böse“ alles firmierte, was ihr schadete oder zu Schaden schien. Diese Gruppenmoral wurde in den Jugend-, Ausbildungs- und militärischen Lagern des NS-Staates eintrainiert. Im Krieg ab 1939 wirkte sie als Motor des Mitmachens der Soldaten, indem

---

<sup>12</sup> Thomas Kühne, Der nationalsozialistische Vernichtungskrieg und die „ganz normalen“ Deutschen. Forschungsprobleme und Forschungstendenzen der Gesellschaftsgeschichte des Zweiten Weltkriegs. Erster Teil, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 39 (1999) S. 580–662; Omer Bartov, *Germany's War and the Holocaust. Disputed Histories*, Ithaca 2003.

sie Gruppendruck, Gruppenleben und Gruppenehre anleitete und absegnete. Die Perfidie dieses Vergemeinschaftungsprinzips bestand darin, dass es praktisch noch den letzten Abweichler in die Maschinerie des Genozids einband, und zwar sowohl innerhalb kleiner Tätereinheiten als auch auf nationaler Ebene.<sup>13</sup>

### *Der Mythos der Kameradschaft*

Ende August 1925 strömten rund 5.000 Weltkriegsveteranen und 6.000 Besucher zu einem Veteranentreffen des 6. Badischen Infanterieregiments Kaiser Friedrich III. Nr. 114 in Konstanz zusammen. Der 114er Tag sollte dem „ganzen Vaterland“ den Weg aus jener „unsagbaren Not“ weisen, in die es durch den vergangenen Krieg gekommen war. Die alten Soldaten schienen berufen, diesen Weg zu weisen. Der Soldat war zwar, so der evangelische Stadtpfarrer, „vom Grauen aller Massentode umgrinst, verhöhnt, entwürdigt“ gewesen. Aber aus dieser Hölle hatte ihn „das stützende, ausgleichende, mildernde Gegengewicht seines Kameraden“ herausgezogen. „Er war der, der alles Leid und auch die karge Freude getreulich mit ihm teilte. [...] Das war der Kamerad – das ist Kameradschaft.“ Das „Geheimnis der Kameradschaft“, so der katholische Stadtpfarrer, liege in dem „fortdauernden Bewusstwerden des Menschhaften“.kehrten die Soldaten „aus der Feuerlinie zurück, dann durften sie im Kreise lieber Kameraden wieder so recht bewusst werden, was es heißt, Mensch zu sein.“<sup>14</sup>

Diese Kameradschaft galt es wiederzubeleben, um der Not der Gegenwart Herr zu werden: „Wir brauchen“, forderte der katholische Stadtpfarrer Schaack, „die Durchläuterung des gesamten öffentlichen Lebens mit dem Geiste der Kameradschaftlichkeit“, damit die Deutschen wieder zu nationaler Größe gelangten. Die neue Nation musste einig sein, also frei von Klassengegensätzen und anderen inneren Rissen, welche die deutsche Gesellschaft seit dem 19. Jahrhundert prägten. Eben dieses Ideal repräsentierte der 114er Tag. Er war eine kameradschaftliche „Volksgemeinschaft im Kleinen“. Selbst der tiefste innenpolitische Graben der deutschen Nation

<sup>13</sup> Ausführlicher Thomas Kühne, *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert*, Göttingen 2006.

<sup>14</sup> Sonderblatt der Konstanzer Zeitung zum Regimentstag 1925 und Deutsche Bodensee-Zeitung, Festbeilage 114er Tag v. 31. August 1925, *Konstanzer Zeitung* v. 31. August 1925

schien zugeschüttet: der zwischen Anhängern und Gegnern der demokratischen Staatsform der Weimarer Republik. Öffentliche Veranstaltungen entzweiten sich sonst oft darüber, ob Schwarz-Rot-Gold oder Schwarz-Weiß-Rot gehisst, ob also für oder gegen die Republik votiert wurde. Beim 114er Tag aber wehten beide Flaggen „friedlich nebeneinander“.<sup>15</sup>

Das Bild des friedlichen Nebeneinanders allerdings trog. Die Volksgemeinschaft im Kleinen, als die sich der 114er Tag feierte, bildete das Volk unvollständig ab. Zwar waren die beiden christlichen Konfessionen und alle bürgerlichen politischen Lager, die Konservativen, die katholische Zentrumspartei, die Liberalen sowie die nationalistischen Veteranenverbände auf dem Regimentstag vertreten, nicht jedoch die sozialdemokratische Arbeiterbewegung und ihr Veteranenverband, das *Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold*, und auch nicht die Juden. Deren ehemaligem Feldrabbiner hatte der Festausschuss die Ehre verweigert, eine Gefallenenrede zu halten.<sup>16</sup> Die Sozialdemokraten hielten ohnehin nichts von der ganzen Veranstaltung. Den „schönen Titel ‚Kamerad‘“ führten nur die sogenannten ‚Kameraden‘ im Mund, die als Offiziere ihre Untergebenen als „Schweine“ auf dem Kasernenhof am niederträchtigsten zu schurigeln, oft auch wirtschaftlich auszubeuten“ verstanden hätten.<sup>17</sup>

Was sich in Konstanz abspielte, war keine lokale Besonderheit, sondern prägte die öffentliche Erinnerung an den Ersten Weltkrieg überall in Deutschland. Kriegserinnerung war ein Politikum. Im Krieg hatte sich die deutsche Nation mehr denn je gespalten. Am Ende hatte die Revolution der Linken die Republik installiert und die Monarchie und damit die Herrschaft der Rechten hinweggefegt. Während die Linke dieses Resultat des Krieges feierte und Monarchie und Militarismus als Urheber riesiger Leichenberge und eines großen wirtschaftlichen Desasters verdammte, geißelte die Rechte mit der Dolchstoßlegende die vermeintliche Verantwortung der Linken für die militärische Niederlage, das politische Chaos und die wirtschaftliche Misere.

Die Kategorien Rechts und Links beschreiben die politisch-soziale Fragmentierung Deutschlands nur unzureichend. Aber der Streit um die kollektive Erinnerung an den „Großen Krieg“ folgte einer dichotomischen

---

<sup>15</sup> *Konstanzer Zeitung* v. 31. August 1925.

<sup>16</sup> Ebd. v. 28. August 1925.

<sup>17</sup> *Konstanzer Volksblatt* v. 12. Mai 1921.

Ordnung. Um 1920 standen sich die pazifistische *Nie-Wieder-Krieg-Bewegung* und die „ewigen Soldaten“ in den Freikorps-Verbänden gegenüber. Um 1930 lebte der Konflikt in den Massenmedien und Parlamenten neu auf, als Erich Maria Remarques Frontroman *Im Westen nichts Neues* Krieg und Militär verdammt, die Herzen und Köpfe der Jugendlichen zu erobern schien und das nationalistische Lager die pazifistische ‚Verseuchung‘ der nachwachsenden Generation perhorreszierte.<sup>18</sup>

Die Krux dieses Streites jedoch war, dass unter seiner Oberfläche Konsens entstand. Militaristen und Pazifisten arbeiteten an einem Mythos der Kameradschaft, der den Krieg zwar nicht verherrlichte, aber doch erträglich machte. Das linke Lager begnügte sich nicht mit der Widerlegung des rechten Kameradschaftsmythos. Es arbeitete an einem Gegenmythos. Zwar müsse man, so das Reichsbanner, die Erinnerung an den „Bruch der Kameradschaft“ durch die Offiziere, die „die ungeschriebenen Gesetze der Kameradschaft“ nicht einhielten, sondern sich auf Kosten ihrer „hungrigen Kameraden“ den Bauch voll schlugen, wach halten. Aber jene „Sorte Menschen“ verdiene es gar nicht, „Kameraden genannt zu werden“. Ihnen stünden die „wirklichen Kameraden“ und die wirkliche Kameradschaft gegenüber.<sup>19</sup> Die Kameradschaft unten richtete sich gegen die militärische Obrigkeit. Kameradschaft bedeutete damit Schulterschluss gegen die Vorgesetzten. An einem Feldwebel, der „einen Mann, der beim Sturm nicht aus dem Graben wollte, mit Erschießen drohte“, rächten sich die *Vier von der Infanterie* in Ernst Johannsens gleichnamigem Frontroman, indem sie den Vorgesetzten von hinten anschossen. Ausgeführt hatte diese Tat ein neues Mitglied der Gruppe, das eben durch diesen subversiven Akt „ihrer Kameradschaft für würdig befunden wurde“.<sup>20</sup>

Aber in diesem wie in anderen Anti-Kriegsromanen entfaltete die Kameradschaft auf dem Schlachtfeld ihre Wirkung so, wie die Offiziere es wollten. Kameradschaft wirkt hier wie dort als Motor der kriegerischen Gewalt, indem sie den einzelnen Soldaten mitreißt und damit seiner persönlichen Verantwortung enthebt. Keiner meutert, keiner desertiert. Im rechten, militaristischen wie im linken, pazifistischen Lager wurde Kameradschaft

<sup>18</sup> Erich Maria Remarque, *Im Westen nichts Neues. Roman*, hg. v. T. Westphalen, Köln 1987. Thomas F. Schneider, Die Meute hinter Remarque. Zur Rezeption von „Im Westen nichts Neues“ 1928–1930, in: *Jahrbuch zur Literatur der Weimarer Republik* 1, 1995, S. 143–170.

<sup>19</sup> *Das Reichsbanner* v. 26. September 1931, S. 310.

<sup>20</sup> Ernst Johannsen, *Vier von der Infanterie*, Hamburg-Bergedorf 1929, S. 11, S. 13f., S. 48f.



beschworen als Inbegriff von Menschlichkeit, Altruismus und Fürsorglichkeit. Schon unmittelbar nach Kriegsende hatte auch der sozialdemokratische *Reichsbund der Kriegsbeschädigten* das „alte Band der Kameradschaft“ festgezurrert und gemahnt, jeder Kriegsbeschädigte habe sich des Kameraden zu erinnern, „der ihn einstmals aus dem Feuer getragen hat, als er selbst hilflos mit zerschossenen Gliedern dalag“. <sup>21</sup> Wer sich als Kamerad im Krieg bewährt hatte, konnte kein Unmensch sein. Das Töten gestaltete die revanchistische ebenso wie die pazifistische Kriegserinnerung als kollektiven und schicksalhaften Akt. Die Kameradschaft entwickelte einen Sog, dem sich der Einzelne nicht entziehen konnte. <sup>22</sup> So erzählten es rechte wie linke Veteranen. Auch Remarques Anti-Helden handelten jenseits individueller Verantwortung:

„Neben *mir* wird einem Gefreiten der Kopf abgerissen. Er läuft noch einige Schritte, während das Blut ihm wie ein Springbrunnen aus dem Halse schießt. [...] Wären *mir* keine Automaten in diesem Augenblick, wir blieben liegen, erschöpft, willenlos. Aber *mir* werden wieder mit vorwärts gezogen, willenlos und doch wahnsinnig wild und wütend, *mir* wollen töten, denn das dort sind unsere Todfeinde jetzt, ihre Gewehre und Granaten sind gegen uns gerichtet, vernichten wir sie nicht, dann vernichten sie uns! [...] Wir sind gefühllose Tote, die durch einen gefährlichen Zauber noch laufen und töten können.“ <sup>23</sup>

Der Kameradschaftsmythos verwandelte individuelle Betroffenheit in kriegerische Gruppenkonformität. Er trug damit zwei Bürden Rechnung, an denen die Deutschen nach 1918 schwer trugen. Zum einen war dies die moralische Last der Leichenberge des Ersten Weltkrieges. Diese Last hatte das Schuldverdikt des Versailler Vertrages noch verstärkt. Nach 1918 aber konnte die Erfahrung des Horrors eines industrialisierten Massenkrieges und das Bewusstsein der eigenen Beteiligung daran nicht länger in den Kategorien von persönlicher Schuld und Verantwortung abgearbeitet werden. Die kollektive Erinnerung an diese Orgien der Destruktion verhöhnte vielmehr das moralische verwirrte Ich mit dem schuldlosen Wir der Kampfgemeinschaft. In diesem Wir gab es keine individuelle Verantwortung. Schicksalsergebene Kameradengemeinschaften neutralisierten ihre Aggression nach außen durch Altruismus im Inneren.

<sup>21</sup> *Mitteilungen des Reichsbundes der Kriegsoffer und Kriegsbeschädigten* v. 6. Dezember 1918, 5.

<sup>22</sup> Vgl. z. B. Joseph M. Wehner, *Sieben vor Verdun*, München 1935, S. 40f.

<sup>23</sup> Remarque, *Im Westen*, 54, 109f. (Hervorh. v. mir, TK), vgl. 107f., vorher 53–55.

Die Moral, zu der die mythisch verankerte Kameradschaft erzog, definierte sich nicht inhaltlich, sondern funktional. Gut war alles, was der Gemeinschaft nützte – welcher und wozu auch immer. An die Stelle individueller Verantwortung und persönlicher Schuld setzte die Kameradschaft die Aussicht auf soziale Geborgenheit und die Furcht vor dem sozialen Tod – die Scham. An die Stelle der innengeleiteten trat eine außengeleitete Moral, an die Stelle persönlicher Betroffenheit die Angst vor der Ausgrenzung und die Sehnsucht nach Geborgenheit in der Gruppe. Dem Individuum, das sein Ich der Gruppe opferte, winkte als Lohn nicht nur die emotionale Geborgenheit der Gruppe, sondern auch moralische Entlastung. Wer mit der Gemeinschaft handelte, tötete und ausgrenzte, wer sich dem Gruppendruck beugte, den traf auch keine persönliche Schuld für das, was er tat. Die Kameradschaft gehörte zusammen mit dem Pflichtbewusstsein, der Ehre oder dem Befehlsgehorsam zu einem Set von Tugenden, die zur Ausschaltung des Denkens, Fühlens und Handelns in Kategorien der individuellen Lebensführung und der individuellen Verantwortung erzogen. Anders als der kalte Befehl, die abstrakte Ehre oder die spröde Pflicht jedoch atmete die Kameradschaft die Wärme der Gemeinschaft.

Scham und Schuld, Schande und Gewissen, Ich und Wir, Individuum und Gruppe bilden die polaren Kategorien zweier „Formen der kulturellen Bearbeitung eines die Ordnung störenden Bösen“, die in den meisten Gesellschaften in einem Spannungszustand nebeneinander rangieren und ineinander verflochten sind.<sup>24</sup> Im Paradigma der Gewissens- oder Schuldkultur ordnet das Ich das Verhältnis zwischen Gut und Böse auf dem Wege der Introspektion. Das Paradigma der Schamkultur weist diese Aufgabe dem Wir des Zuschauerkollektivs zu. Das Mischungsverhältnis, in dem beide Paradigmen auftreten, ist historisch und kulturell variabel. In vielen Stammeskulturen Afrikas, Asiens oder Südamerikas, so beobachteten Wissenschaftler um 1930, war „der Gedanke der persönlichen Verantwortung und persönlichen Leistung kaum aufgetaucht. Die Eingeborenen befinden sich ihr ganzes Leben lang in einem Zustande der Öffentlichkeit“, in der

<sup>24</sup> Aleida Assmann/Ute Frevert, *Geschichtvergeßlichkeit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999, S. 91, s. auch ebd. S. 80–96, S. 106–112; interkulturelle Aspekte im Anschluss an Ruth Benedict, *The Chrysanthemum and the Sword. Patterns of Japanese Culture*, Boston 1946, bes. S. 195ff., erörtert M. R. Creighton, *Revisiting Shame and Guilt Cultures: A Forty-Year Pilgrimage*, in: *Ethos* 18 (1990) S. 279–307.

jeder von den Anderen beobachtet wird.<sup>25</sup> Die für die bürgerliche Gesellschaft charakteristische Vorstellung der Reflexion auf sich selbst und der persönlichen Verantwortung war dort gänzlich unbekannt. Nun waren sich Soziologen um 1930 wohl bewusst, dass Gruppendruck auch in der modernen Gesellschaft wirkte. Immer durchziehe, so Alfred Vierkandt, „unser ganzes Leben“ der „Gegensatz zwischen der Neigung des Handelnden, sich in gewissen Grenzen gehen zu lassen, und der Forderung des Zuschauers, sich zusammenzunehmen“. Dennoch stand für ihn außer Frage, dass die moderne Gesellschaft das Individuum in den Mittelpunkt stelle und daher der „gentilizistischen“ Moral fremd gegenüberstehe.<sup>26</sup> Soziologen wie Vierkandt begrüßten die Befreiung des Individuums aus seinen sozialen Klammern. Die Zukunft schien dem Individuum und damit dem bürgerlichen Projekt einer dynamischen Leistungsgesellschaft zu gehören, die auf Selbstständigkeit und Selbsttätigkeit, Selbstentwicklung und Selbstverantwortung ihrer Mitglieder setzte.

Ganz konnte sich auch Vierkandt der Tatsache nicht verschließen, dass Individualisierung und Pluralisierung keineswegs überall auf Begeisterung stießen. Manche seiner Kollegen diagnostizierten ein spezifisches Leiden des modernen Menschen, ein Gefühl der sozialen Heimatlosigkeit und Unsicherheit. Besonders in den Großstädten gewärtigte man die „Atomisierung“ und „Vermassung“ der Individuen. Die Messlatte, die an die atomisierte „Gesellschaft“ angelegt wurde, hieß „Gemeinschaft“ – modellhaft verwirklicht in der Familie, der Verwandtschaft oder Nachbarschaft.<sup>27</sup> Die Gemeinschaft war der gleichermaßen nostalgisch verklärte wie utopisch aufgeladene Gegensatz zur realen, schlechten Gesellschaft. Und anders als die Anwälte des Individualismus meinten, vollzog sich um 1930 in Deutschland der Siegeszug einer Moral, die das Individuum und sein Gewissen desavouierte. Der Gewissenskultur hatte die christlich-protestantische Kultur seit dem Mittelalter vorgearbeitet. Die Individualisierungs- und

---

<sup>25</sup> Alfred Vierkandt, Sittlichkeit, in: ders. (Hg.), *Handwörterbuch der Soziologie*, Stuttgart 1931, S. 533–545, S. 538.

<sup>26</sup> Ebd., S. 535, S. 538.

<sup>27</sup> Ferdinand Tönnies, *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie*. Nachdruck der 8. Aufl. von 1935, Darmstadt 1991; Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, hg. v. J. Winckelmann, Tübingen 51980, S. 21ff., S. 237; Georg Vobruba, *Gemeinschaft ohne Moral. Theorie und Empirie moralfreier Gemeinschaftskonstitutionen*, Wien 1994, S. 17ff.

Pluralisierungstendenzen der Industriegesellschaft hatten ihr ein gesellschaftliches Unterfutter zur Verfügung gestellt. Das Unbehagen an den sozialen und psychischen Kosten dieser Entwicklungen einerseits, das massenhafte Bewusstsein von der aktiven Beteiligung an der Produktion riesiger Leichenberge andererseits jedoch, die Erfahrung des Destruktions- und Grausamkeitspotentials zu Beginn des 20. Jahrhunderts begünstigte den Aufstieg eines Moralsystems, das an die Stelle der verunsichernden Introspektion die Sicherheit des sozialen Zwangs und damit den Kult der Gemeinschaft setzte.<sup>28</sup>

Dieser Prozess war keine zwangsläufige Folge des Ersten Weltkrieges. Noch in den frühen zwanziger Jahren waren individualistische Kriegsdeutungen und explizite Kritik an der Gemeinschaftssehnsucht vernehmbar. Helmut Plessners Analyse der *Grenzen der Gemeinschaft*<sup>29</sup> gehört hierher, ebenso die Hymne, die Siegfried Kracauer um 1920 auf die Freundschaft dichtete. Freundschaft, so Krakauer euphorisch, kreise um die Stärkung des „Selbstgefühls“ durch den „Widerhall“ im Freund: „Ein Ich wird durch das andere bejaht“. Für Kameradschaft hatte Kracauer nur Verachtung übrig: „Die Einzelseele wird entpersönlicht, umgeknetet, bis sie sich im gleichen Rhythmus mit den anderen bewegt“.<sup>30</sup> Um 1930 aber verstummte solche Verteidigung des Individuums, verdrängt vom Kameradschaftsmythos. Im 19. Jahrhundert entstanden, gewann er durch die kollektive Arbeit an den moralischen Lasten des Ersten Weltkrieges gesellschaftliche Bedeutung über alle Lagergrenzen hinweg. Der Kameradschaftsmythos löste das persönliche Leiden am Krieg, das Mitleid mit dem sterbenden Kameraden und die Sorge ums eigene Leben aus dem individuellen Koordinatensystem heraus und transferierte es in das der Gemeinschaft, die Konformität erheischte.

<sup>28</sup> Helmut Lethen, *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*, Frankfurt a. M. 1994, S. 29.

<sup>29</sup> Helmut Plessner, *Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus*, Bonn 1924.

<sup>30</sup> Siegmund Kracauer, Über die Freundschaft. Gedanken über Freundschaft, in: ders., *Schriften*, Bd. 5/1, Frankfurt a. M. 1990, S. 27–54, S. 131–147, hier S. 29f., S. 33, S. 37f., S. 45, S. 47, S. 49, S. 51, S. 54.

*Erziehung zur Gruppenmoral*

Der konformistische Wertehorizont war spätestens seit 1930 kein Residuum der Nationalisten und Militaristen mehr. Er gehörte zum kulturellen Allgemeingut der Deutschen. Auch die Jugendbewegung arbeitete ihm vor. Entstanden aus dem Unmut über die erstarrte Welt der Alten im Wilhelminismus, schwelgte sie zunächst im Pathos des Individualismus. Freundschaft, nicht Kameradschaft, war der Leitbegriff der Jugendbewegung noch in ihrer bündischen Phase.<sup>31</sup> Aber die Jugendbewegung arbeitete nicht an einem individualistischen Gegenmodell gegen die Kameradschaft, sondern an deren Verschmelzung mit der Freundschaft. In diesem semantischen Synkretismus spiegelte sich die Unentschiedenheit einer Bewegung, die individualistische Persönlichkeitsentfaltung mit der Geborgenheit der Gemeinschaft verbinden wollte. „Schweigend“ ordne man sich unter, so Frank Matzke in seinem verbreiteten „Bekenntnis“ der Jugend 1930, „auch wo wir es besser wissen und anders empfinden. Aber es ist eine Unterordnung in den äußeren Bezirken, nie im Kern der Seele, denn der ist immer individuell und gemeinschaftsfremd, wengleich nach Gemeinschaft sich sehnd.“<sup>32</sup> Dieses „Bekenntnis“ erinnert daran, dass der Wandel von der Schuld- zur Schamkultur keineswegs total war. Matzke brachte jedoch auf den Punkt, was geschah: Die um das „Ich“ kreisende Moral und Lebenswelt wurde mehr denn je abgekapselt. Nach außen durfte sie nicht dringen. Sie durfte nicht zur Schau gestellt werden. Es war immer weniger möglich, über sie zu reden. Neben den vielen Ichs, die sich am Lagerfeuer vereinten, regierte in den Horden und Bünden ein Wir. Argwöhnische Blicke hatte zu gewärtigen, wer sich beim Essen dem „brüderlichen Teilen“ verschloss oder der Neigung, „lieber eigene Wege“ zu gehen, nachgab.<sup>33</sup> Die Gemeinschaft, so die Drohung in der Jugendbewegung wie im Militär, „erkennt den Außenseiter und weiß sich zu wehren“.<sup>34</sup> Waren doch „die Kameraden selbst die besten Aufpasser, wenn sich jemand drücken will“.<sup>35</sup>

Niemand musste vor 1933 an diesem Gemeinschaftsleben teilnehmen. Aber Jugendliche aller politisch-sozialen Milieus wollten „hineingepresst“

<sup>31</sup> Matthias von Hellfeld, *Bündische Jugend und Hitlerjugend*, Köln 1987, S. 33f.

<sup>32</sup> Frank Matzke, *Jugend bekennt*, Leipzig 1930, S. 57.

<sup>33</sup> *Das junge Deutschland*, 1930, S. 599.

<sup>34</sup> *Das Reichsbanner* v. 17. Oktober 1931, S. 336f.

<sup>35</sup> *Das junge Deutschland*, 1931, S. 303.

werden in eine Kameradschaft, die das „Muttersöhnchen“ zwingt, „die privaten Ansprüche zurückzuschrauben“.<sup>36</sup> Es blieb dem NS-Staat vorbehalten, die Sehnsucht nach Gemeinschaft zu erfüllen und ihr nahezu jede Alternative zu verbauen. Die Agenturen, die dies bewerkstelligten, waren die Hitler-Jugend, der Reichsarbeitsdienst und der Wehrdienst und andere paramilitärische oder militärische Lager. Dort lernten junge und ältere Deutsche, wie man der um individuelle Lebensperspektive und persönliche Verantwortung kreisenden Wertordnung entsagte. Sebastian Haffner sah sich mit ihr 1933 in einem Referendarlager konfrontiert, das er besuchen musste, um sein Assessorexamen absolvieren zu dürfen.

„Wer sich gegen die Kameradschaft versündigte, wer insbesondere den ‚feinen Pinkel‘ markierte, ‚angab‘ und mehr Individualität herausließ, als die Kameradschaft gestattete, verfiel der Feme und nächtlichen Körperstrafen. Unter die Pumpe geschleift zu werden, war das Maß für kleine Sünden.“

Einen, der bei der Verteilung der Butterrationen gemogelt hatte, erwartete dagegen ein „furchtbares Femegericht“ mit kollektiver Prügelstrafe, bei der sich niemand ausschließen durfte. Mitzumachen galt es auch, als man eines Nachts die Nachbarstube mit „Wasserbomben“ und „munterem Ho und Ha und Gekreisch und Gejauchze“ überfiel: „ein schlechter Kamerad, wer nicht mitmachte“. Dass auch die Überfallenen gegenüber der „Obrigkeit“ dicht hielten und „lieber behaupteten, ihre Betten selbst nass gemacht zu haben“, war ein selbstverständliches Gebot der Kameradschaft. Das machte man unter sich aus, d. h. durch Rache an den Attentätern in der folgenden Nacht. Die Gemeinschaft war autonom.<sup>37</sup>

Keine Gemeinschaft freilich ohne die anderen, die äußeren Feinde, wie etwa die Vorgesetzten, aber auch die inneren Feinde, die „Egoisten“ und Außenseiter. Der Möglichkeiten, mit denen Kameraden Abweichler zur Kameradschaft erzogen und sich selbst vergemeinschafteten, gab es viele. Eine symbolische Beerdigung wurde einem Panzerschützen zuteil, weil er beim Formalexerzieren versagt hatte. Auf Befehl des Feldwebels musste er sich in ein Schützenloch legen und den Stahlhelm übers Gesicht ziehen. Die Kameraden deckten ihn in seinem Loch mit einem Wellblech

<sup>36</sup> *Arbeiterjugend*, 1926, S. 108.

<sup>37</sup> Sebastian Haffner, *Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914–1933*, erw. Ausg., München 2002, S. 283f.

ab, stimmten das Lied „Ich hatt’ einen Kameraden“ an, und der Feldweibel schoss drei Platzpatronen über dem „Grab“ ab. Als der „Angstmeier“ beim Schießen versagte, musste er sich mit einer Zigarette hinstellen, die ihm der Feldweibel aus der Hand zu schießen vorgab. Dass nur Platzpatronen eingesetzt wurden, merkte der Unglücksrabe erst später. Als er einmal mit schmutzigem Hals antrat, befahl ihm sein Vorgesetzter, sich zu waschen, was die Kameraden als Aufforderung verstanden, den Schmutzfink grölend in den Waschraum zu zerren, um ihn „abzuschrubben“. Einige Zeit später schütteten sie ihm nachts – der Feldweibel vorneweg – zwei Kübel Wasser ins Bett. Ein Gerichtsverfahren gegen den scharfen, aber bei seinen Leuten beliebten Feldweibel wurde eingestellt. Seine Kameraden zeigten in ihren Aussagen wenig Verständnis für den „Jammerlappen“, der bei der kleinsten Zurechtweisung anfing, „zu zittern und zu heulen“ und „nicht mehr mitmachen wollte“. Und die Militärrichter waren der Auffassung, dass derlei „grober Scherz“ den „unerbittlichen Anforderungen des modernen Krieges“ an „brauchbarem Soldatenmaterial“ durchaus angemessen sei.<sup>38</sup>

In der Rolle des Außenseiters konnte sich jeder wiederfinden, der sich der Stimmung seiner Gruppe nicht anpasste und sich gegen die Zumutung wehrte, das eigene Ich auf dem Opferaltar des Wir darzubringen. Im Militär stand der Vorgesetzte nicht nur als Dozent dieser Tugend bereit, sondern auch als deren Katalysator, wenn er die Rekruten mit Schlammbaden, Spind- und Stubenappellen, Maskenbällen und Ausgangssperren schikanierte. Denn der Hass auf den Schinder hatte eine versöhnliche Note. Er sorgte für eine gewisse Harmonie im Innern der Gruppe. Er schweißte die Gruppe zusammen. In diesem Sinne schrieb ein Wehrmächtsrekrut seinem HJ-Freund 1942, „wir“ seien durch die Schikanen in den ersten drei Wochen gemeinsamen Dienstes „unmerklich zu einer festen Kameradschaft zusammengewachsen“ – gemäß der Parole „Uns kann keiner“ und dem Motto: „Und schlägt der Arsch erst Falten, wir bleiben doch die Alten“.<sup>39</sup>

Die militärische Kameradschaft entstand in der Rekrutenzeit aus der Abwehr des Terrors der Vorgesetzten. Als Deckungskameradschaft

---

<sup>38</sup> Strafsache gegen Feldweibel Wilhelm J., 18.5.44 u. a., Bundesarchiv-Zentralnachweisstelle Aachen-Kornelimuenster, W 11/M 59.

<sup>39</sup> Hermann Melcher, *Die Gefolgschaft. Jugendjahre im Dritten Reich in Heidelberg 1933–1945*, Berg am Starnberger See 1990, S. 112f.

vermittelte sie Macht, Sicherheit und Geborgenheit in der Ohnmacht, Unsicherheit und Einsamkeit der Soldaten im Getriebe des militärischen Gehorsams- und Unterordnungsapparates. Oft äußerte sie sich in kleinen „Verschwörungen“. Dieter Wellershoffs Kamerad Edi war

„ordnungsgemäß mit dienstlicher Erlaubnis zum Tross gegangen, um sich seine Stiefel besohlen zu lassen, von dort aber nicht mehr zurückgekommen, obwohl es nur eine Entfernung von etwa vier Kilometern war. [...] Das war unerlaubte Entfernung von der Truppe.“

Wellershoff und seine Kameraden wussten, dass sie sich strafbar machten, wenn sie Edi nicht meldeten. Aber sie sahen in ihm keinen Verräter, sondern „glaubten an Edis Leichtsinns und an seine Phantasien“, die die Bindung an die Kameraden nicht wirklich gefährdete. „Und eine heimliche Solidarität mit diesem Verrückten hielt uns davon ab, den Vorfall zu melden.“ Stattdessen vertuschten sie Edis Abwesenheit eine Weile lang. Tatsächlich kam Edi nach einem Tag wieder zurück und erwies sich als „guter Kamerad“, der nicht um seiner selbst, sondern der Gruppe wegen zum „Organisieren“ davongegangen war. Er brachte als „Beutestück“ eine Seite Speck mit, „die er unter uns verteilte.“<sup>40</sup>

Kamerad war der, mit dem „man auch mal was ausfressen konnte“. So formulierte es 1943 der Leutnant Gerhard Modersen in seinem Tagebuch.<sup>41</sup> Gemeinsam etwas ausfressen bedeutete für zahllose Soldaten vor allem eines: Frauenabenteuer. Modersen war verheiratet. Aber gerade der Ehebruch, den er mit seinen Kameraden ständig praktizierte, machte für ihn den Reiz des Soldatenlebens aus. Nicht *nur* um sexuelle Bedürfnisse ging es dabei. Mindestens genauso wichtig war es, sich der sexuellen Abenteuer im Kameradenkreis rühmen zu können. Das sexuelle Imponiergehabe gehörte zur männerbündischen Vergemeinschaftung genauso wie die zärtliche Homoerotik. Beides demonstrierte die soziale Souveränität des Männerbundes, seine Unabhängigkeit von realen Frauen, seine Erhabenheit über die Familie und die Heimat – die zivile Gesellschaft und die zivile Moral. Immer folgte die moralische Grammatik der Kameradschaft derselben Regel: Erlaubt war alles, was der Gruppe gefiel, das heißt, was ihr soziales Leben bereicherte und intensivierte.

<sup>40</sup> Dieter Wellershoff, *Der Ernstfall*, Köln 1995, S. 188.

<sup>41</sup> Gerhard Modersen (Pseudonym), *Tagebuch 1935–1949*, Kopie im Besitz des Verfassers.



*Vergemeinschaftung durch Verbrechen*

Kameradschaft lebte vom kollektiven Normbruch. Alle Vergemeinschaftung beruht auf Grenzziehungen und Gegensatzkonstruktionen. Ihre radikale Form finden diese in der Außerkraftsetzung allgemeingültiger Normen durch subkulturelle Gruppen. Das ist die Vergemeinschaftung durch das Verbotene und das Verbrechen. Vergemeinschaftung durch Verbotenes hatte für Männer und Frauen nicht dieselbe Bedeutung. Für Männer war sie ein Privileg und ein Muss. Um als Mann ‚unter Männern‘ anerkannt zu werden, musste man bereit sein, Verbotenes oder doch wenigstens Anrühiges zu tun, und zwar in Gemeinschaft und unter Aufsicht anderer Männer. Der kameradschaftliche Männerbund konstituierte sich durch die Verletzung, die Überschreitung oder Außerkraftsetzung der Norm. Welche das war, entbehrte nicht einer gewissen Beliebigkeit. Entscheidend war der Normbruch, der dem Männerbund die Illusion vermittelte, erhaben über die Moral, also die kulturellen Grundlagen der Gesellschaft, zu sein, ja, diese Grundlagen selbst bestimmen zu können.

Männerbündische Vergemeinschaftung durch Verbotenes und Verbrechen war keine Spezialität des Militärs oder Deutschlands in der NS-Zeit. Wie viele Studien von Historikern, Soziologen und Kulturanthropologen zu männlichen Initiationsriten, kriminellen Gangs und Straßenbanden, nicht zuletzt zu anderen militärischen Organisationen und anderen Kriegen zeigen, scheinen solche Mechanismen eine nahezu universelle Bedeutung zu haben. Was also war das spezifisch Deutsche oder Nationalsozialistische daran? Welche Verbindung bestand zwischen dem exzeptionellen, vom NS-Staat orchestrierten und von den Deutschen in Europa ausgeprägten Genozid und dem Normbruch kleiner, meist auf face-to-face-Beziehungen beschränkter männlicher Gruppen?

Im nationalsozialistischen Deutschland arrangierte der Staat die Vergemeinschaftung durch Verbrechen. Hitler selbst war sich der Soziologie des Verbrechens durchaus bewusst und gab sie als politisches Rezept zum Besten. 1923 erklärte er, es gebe „zwei Dinge, die Menschen zu vereinen vermögen: gemeinsame Ideale und gemeinsame Gaunerei“.<sup>42</sup> In die Praxis umgesetzt wurde diese Maxime vor wie nach 1933. Die brutale Ausschaltung innerparteilicher und anderer Gegner im Zuge des so genannten

---

<sup>42</sup> Adolf Hitler, *Reden*, München 1925, S. 89.

Röhm-Putsches im Sommer 1934 markiert einen frühen Höhepunkt ihrer staatlichen Dimension. Wie bekannt ist, wurden die Mordaktionen gemeinschaftlich ausgetragen durch Angehörige insbesondere der SS und der Reichswehr. Beide Säulen des NS-Staates, die neue und die alte, verbanden sich so in einer Weise, die kein „Zurück“ mehr erlaubte.

In unserem auf die Masse der Soldaten im NS-Krieg gerichteten Zusammenhang sind die verbrecherischen Befehle von grundlegender Bedeutung, die im Vorfeld des Überfalls auf die Sowjetunion im Frühjahr 1941 mit dem Siegel „geheim“ erlassen wurden, aber nicht geheim bleiben konnten und nicht bleiben sollten. Sie ordneten an, dass so genannte, aber nicht genau definierte „politische Kommissare“ der Roten Armee nicht als Kriegsgefangene im Sinne des Völkerrechts zu behandeln, sondern entweder sofort oder nach weiterer „Überprüfung“ zu „erledigen“ seien. Der Kriegsgerichtsbarkeitserlass setzte den „Verfolgungszwang“ für Vergehen von Wehrmachtsangehörigen an Angehörigen der unterworfenen Zivilbevölkerung außer Kraft, selbst dann, wenn es sich um ein „militärisches Verbrechen“ handelte. De facto erklärten beide Befehle zusammengenommen sowohl Kriegsgefangene als auch die Bevölkerung der besetzten Gebiete für vogelfrei.<sup>43</sup>

Diese krass völkerrechtswidrigen Befehle wurden nicht in allen Wehrmachtseinheiten gleichermaßen konsequent ausgeführt. Auf ihrer Grundlage jedoch wurde die Wehrmacht in den Holocaust und damit in einen sozialen und kulturellen Prozess einbezogen, der sich am besten als umfassende Vergemeinschaftung im Zeichen des Verbrechens begreifen lässt. Damit ist keineswegs gemeint, dass alle Soldaten gleichermaßen zu Verbrechern wurden. Viele verweigerten sich oder hielten sich abseits. Aber gerade die durchaus verschiedenen Einstellungen und Verhaltensweisen waren Öl im Getriebe genozidaler Kriegführung. Wie dieser soziale Mechanismus funktionierte, hat Primo Levi eindringlich mit Blick auf die Lagergesellschaft im KZ und die Rolle der Kollaborateure beschrieben, die hin- und her schwanken zwischen Verweigerung und Mitmachen. Die Kollaborateure

<sup>43</sup> *Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1944. Ausstellungskatalog*, Hamburg 2002, S. 43ff. Felix Römer, „Im alten Deutschland wäre solcher Befehl nicht möglich gewesen.“ Rezeption, Adaption und Umsetzung des Kriegsgerichtsbarkeitserlasses 1941–42, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 52 (2004) S. 53–99; ders., *Der Kommissarbefehl. Wehrmacht und NS-Verbrechen an der Ostfront 1941/42*, Paderborn 2008.

„haben einmal Verrat begangen und können es wieder tun. Es bringt nichts, sie mit zweitrangigen Aufgaben zu betrauen; der beste Weg, sie an sich zu binden, besteht darin, sie mit Schuld zu beladen, sie mit Blut zu beflecken, sie bloßzustellen, wo immer es möglich ist: auf diese Weise werden sie mit den Auftraggebern das Bündnis der Mittäterschaft eingehen, so daß sie nicht mehr zurück können. Diese Vorgehensweise ist den kriminellen Vereinigungen aller Zeiten und Orte bekannt, wird seit eh und je von der Mafia angewandt ...“<sup>44</sup>

Eben dieses Mafia-Prinzip wirkte auch in der Wehrmacht.

Der Protestant und Leutnant Fritz Farnbacher war vermutlich nie persönlich an der Ermordung von Juden oder anderen Wehrlosen beteiligt, obwohl er den Russlandfeldzug vom ersten Tag an in einer Frontdivision mitmachte. Er versuchte vielmehr Distanz zu wahren. Aber schon die Ernährung der Truppe „aus dem Lande“ bereitet ihm, drei Tage nach Beginn des Überfalls auf die Sowjetunion, Kopfzerbrechen, denn „was da sonst noch so alles ‚organisiert‘ wird!“<sup>45</sup> Mitte Juli 1941 griff seine Einheit unter einer Reihe von Überläufern – nicht etwa Partisanen – einen Juden auf,

„der anrücklich sein soll, Kommissar oder sowas. [...] Und nun wird beschlossen, dass der Jude erschossen wird. Laut höheren Befehls sind Kommissare zu erschießen. Das dehnt man auf die Juden aus“,

notierte er in sein Tagebuch. Vorher allerdings wurde der Verdächtige noch unter Leitung eines „sehr schneidigen“ Majors verhört, der mit seinem „Judentröster“, einem derben Stock, aus ihm herausprügeln wollte, wo die anderen Kommissare steckten. Farnbacher „gruselt gewaltig“. Nach unzähligen Misshandlungen wurde der Jude „umgelegt“.<sup>46</sup> So ging es weiter. Überläufer wurden in Gefangenenlager mit katastrophalen Lebensbedingungen gesteckt – „die Leute werden sich vielleicht betrogen fühlen“, dachte Farnbacher.<sup>47</sup> Dörfer und Häuser von Zivilisten wurden angezündet, ihre weinenden Bewohnerinnen erregten wohl Mitleid, aber zu ändern sei nichts, meinte er. Und immer wieder traten Kommissare auf, die „sofort erschossen werden“ müssten; „aber keiner will ran“, auch Farnbacher nicht. „Man drückt sich vor der Verantwortung“.<sup>48</sup> Das Bewusstsein für das

<sup>44</sup> Primo Levi, *Die Untergegangenen und die Geretteten*, München-Wien 1990, S. 40.

<sup>45</sup> Fritz Farnbacher, *Tagebuch, 1941–1948*, Typoskript, Kopie im Besitz des Verf., 23. Juni 1941.

<sup>46</sup> Ebd., 20. Juli 1941.

<sup>47</sup> Ebd., 21. Juli 1941.

<sup>48</sup> Ebd., 3. August 1941.

Kriegsvölkerrecht war durchaus vorhanden. Wer nicht dagegen verstoßen wollte, zog es wie Farnbacher vor, zu schweigen.

Das Schweigen stand am Anfang. In den Bedrohungsszenarien des durch Gerüchte und Propaganda dramatisierten Partisanenkrieges und in der Sehnsucht nach Gemeinschaftserfahrung lösten sich die Skrupel ob der verbrecherischen Kriegführung aber immer mehr auf. Farnbacher hatte gehört, „in wie bestialischer Weise die Russen unsere Männer hergerichtet haben, die Schädel eingeschlagen und mit Bajonetten zugerichtet“, und er war daher völlig einverstanden, dass „keine Gefangenen mehr gemacht“ wurden und dass „keine falsche Milde“ mehr waltete.<sup>49</sup> Solche Gerüchte und Erfahrungen schienen die NS-Propaganda und die „verbrecherischen Befehle“ zu bestätigen, die den „politischen Kommissaren [...] eine hasserfüllte, grausame und unmenschliche Behandlung unserer Gefangenen“ unterstellten.

Was Farnbacher hörte und sah, beruhte gleichwohl nicht nur auf Imagination und Unterstellung. Farnbacher erlebte „Schweinereien“ der gegnerischen „Zivilisten“ an der eigenen Truppe und überwand zunächst seine Hemmungen beim „Requirieren“ der Nahrung für seine Mannschaft. Ein Schütze, der ein Schwein requirieren wollte, fuhr mit seinem Fahrzeug auf eine Mine, „drei Tote, ein Schwerverwundeter, ein Leichtverwundeter. Da hole ich denn schon lieber hier den Leuten ihre letzte Kuh weg!“<sup>50</sup> Bald darauf verdünnten sich auch die Skrupel ob der „umgelegten“ Zivilisten. Irritation jedoch blieb. „Wie ist es doch um uns bestellt!“, fragte er sich Ende 1941, als er hörte, dass man rund 30 gefangene Russen einfach „umgelegt“ hatte, weil der Weg zur Sammelstelle so weit war:

„Das hätte man vor fünf Monaten einmal sagen oder wagen sollen! Und heute ist es eine Selbstverständlichkeit, die bei reiflicher Überlegung jeder billig. Nur keine Schonung gegenüber diesen Raubtieren und Bestien!“<sup>51</sup>

Dass die Gefangenen, die nicht gleich erschossen wurden, verhungerten, dass ein Kamerad „Jagd auf Freiwild“ veranstaltete, will sagen, sich vornahm, den nächsten Russen (unter den Gefangenen) „umzulegen“, der solche Stiefel trug, wie er sie sich selbst wünschte, war bald nur noch

<sup>49</sup> Ebd., 2. Juli 1941.

<sup>50</sup> Ebd., 27. Oktober 1941.

<sup>51</sup> Ebd., 30. Dezember 1941.

beiläufiger Bemerkungen wert.<sup>52</sup> Gleichzeitig nahm die Begeisterung für das abenteuerhafte, an die Fahrten der Jugendbünde erinnernde Gemeinschaftserlebnis zu, das die Requirierungszüge und Partisanenaktionen im Frühjahr 1942 durch die Umgebung stifteten. Auf Partisanen stieß man nicht, dafür war die Beute in einem Dorf umso üppiger: Kartoffeln, Kraut, 50 Hühner, Getreide, drei Spanferkel „und vor allem eine Kuh“ wurden auf über 30 Schlitten geladen.

„Dann setze ich mich an die Spitze meiner Streitmacht, nachdem ich ihre Vollzähligkeit noch einmal festgestellt habe [...] und marschiere heimwärts. So schön der Morgen war, so schön ist jetzt auch der Abend. Wir haben Rückenwind und kommen gut voran. Nicht zuletzt der Humor der Landser trug zur ausgelassenen Stimmung bei: Wie ich draußen gefragt habe, ob die Kuh auch bezahlt sei, sagten sie glatt ‚Jawoll!‘. Auf meine Frage, womit: ‚Mit Bilderschecks!‘“.<sup>53</sup>

Mit Panjewagen und Pferden ritt ein anderer Wehrmachtsleutnant, Werner Groß, mit seinen Leuten im Frühjahr 1943 „durch die Gegend“. Man habe, so schrieb er stolz, „Dörfer durchwühlt, Wälder durchkämmt und die Gegend von Banden gesäubert. [...] Wir haben gelebt wie die Zigeuner und Vagabunden“.<sup>54</sup> Ihr belebendes soziales Elixier gewannen diese Säuberungsaktionen und Beutezüge aus dem Bewusstsein, über die Moral der zivilen Gesellschaft erhaben zu sein. Soldaten wie Farnbacher oder Groß mochten diese nicht gänzlich über Bord geworfen haben. Die regulären Truppen der Wehrmacht und der Waffen-SS ermordeten keine Wehrlosen. So wollte es das traditionelle militärische Selbstverständnis. Die Praxis sah oft anders aus. „Banden“, wie Gross sie bekämpfte, waren das Synonym für Partisanen, und Partisanen setzte die NS-Propaganda mit Juden gleich. „Wo der Partisan ist, ist der Jude, und wo der Jude ist, ist der Partisan.“ Dies war das bündige Fazit eines Lehrganges über die „Bekämpfung von Partisanen“, der Ende September 1941 auf Initiative des Befehlshabers des rückwärtigen Heeresgebiets Mitte, General Max von Schenkendorff, in Mogilew abgehalten worden war. Es referierten

<sup>52</sup> Ebd., 5. Januar 1942.

<sup>53</sup> Ebd., 27. März 1942.

<sup>54</sup> Werner Gross (Pseudonym), *Briefe an Eltern aus Schul-, HJ- und Kriegszeit 1930–1945*, Landeshauparchiv Koblenz, Best. 700,153, Nr. 286–291, 4. April 1943.

der Chef der Einsatzgruppe B, SS-Brigadeführer Arthur Nebe, und der Höhere SS- und Polizeiführer Russland-Mitte, SS-Gruppenführer Erich von dem Bach-Zelewski. Zum Abschluss wohnten die Teilnehmer einer eigens für sie durchgeführten Partisanenaktion bei. Dabei wurden 32 Juden beiderlei Geschlechts ermordet. Für das I.R. 691 nahm an diesem Lehrgang der Chef der 2. Kompanie des I. Bataillons teil, Oberleutnant Kuhls, der zwei Wochen später den eingangs erwähnten Mordbefehl umstandslos ausführte. Major Kommichau, Hauptmann Nöll sowie Oberleutnant Sibille wurde das Ergebnis des Lehrgangs in einem Bericht bekanntgegeben.<sup>55</sup>

Der Gegner im Osten war kein normaler, so bläuten es Propaganda und Befehle den deutschen Soldaten immer wieder ein, um sie auf die völkerrechtswidrige Kriegführung einzuschwören. Das Prinzip, dem diese Propaganda folgte, war stets das gleiche. Dem Gegner wurde Brutalität und Kriminalität unterstellt, um die eigene Brutalität und Kriminalität als bloße Reaktion zu rechtfertigen, die dem physischen Überleben oder aber der Wahrung der Ehre diene. Neben der Sorge um die physische Sicherheit der eigenen Truppe und der eigenen „Volksgemeinschaft“ stand der Appell an die kollektive Ehre, die beschmutzt war durch vermeintliche frühere Schandtaten eines unmenschlichen, also nicht ebenbürtigen Gegners. „Der Soldat ist im Ostraum nicht nur ein Kämpfer nach den Regeln der Kriegskunst, sondern auch Träger einer unerbittlichen völkischen Idee und der Rächer für alle Bestialitäten, die deutschem und artverwandtem Volkstum zugefügt wurden. Deshalb muss der Soldat für die Notwendigkeit der harten, aber gerechten Sühne am jüdischen Untermenschentum volles Verständnis haben“, dekretierte Generalfeldmarschall von Reichenau am 12. Oktober 1941.<sup>56</sup>

Die in Frage gestellte Ehre forderte Rache, Vergeltung, Sühne und die Absage an die Moral des Gewissens, an Mitleid und Skrupel. Vergeltung wie andere Formen von Terror und damit die Brutalisierung der Kriegführung durch die Wehrmacht wurde mit ihrem abschreckenden, also prospektiven Zweck gerechtfertigt. Aber Vergeltung hat nicht nur diese psychologische Triebfeder, sondern auch eine genuin moralische. Der Ehrenkodex der Rache forderte die gemeinschaftlich vollzogene Gewalt gegen den, der Unrecht gegen einen Gruppenangehörigen begangen hatte, oder aber gegen

---

<sup>55</sup> *Verbrechen der Wehrmacht*, S. 462–468, S. 580–585.

<sup>56</sup> Ebd., S. 89.

dessen Angehörige, und sie legitimierte sie vor dem Hintergrund einer kollektiven Moral, die sich weder für die persönliche Verantwortung der Opfer noch für das persönliche Gewissen interessierte – die Schamkultur. Auf beiden Seiten gab es keine individuelle Verantwortung, sondern nur kollektive. Dieser Moral waren die Sühnebefehle verpflichtet, welche anstelle der tatsächlichen Urheber von Partisanenüberfällen die Ermordung von irgendwelchen Mitgliedern ihrer Gruppe gestatteten und forderten. Beide Seiten, die Gruppe, die gerächt wurde, und die andere, die das Ziel der Rache war, waren beliebig definierbar, ebenso wie Zahl ihrer Opfer. Um die „kommunistische Aufstandsbewegung in den besetzten Gebieten“ zu bekämpfen, sollten fürderhin zur Abschreckung und als „Sühne für ein deutsches Soldatenleben“ grundsätzlich 50 bis 100 Kommunisten getötet werden, dekretierte am 16. September 1941 der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht Keitel.<sup>57</sup> Dass die Quoten von ursprünglich 1:5 oder 1:10 auf 1:50 oder 1: 100 hochgeschraubt wurden, war der Politik der Härte und Abschreckung geschuldet, die Nachsicht als Zurückweichen wertete und jede erfahrene Destruktion nur mit immer noch größerer Destruktion beantwortete, um die Potenz und Identität der eigenen Gruppe zu demonstrieren.

Fast immer lässt sich den Informationen, die wir über die Täter dieser Massaker besitzen, entnehmen, dass keineswegs alle skrupellos bei der Sache waren. So sehr die mythische Erinnerung an den Ersten Weltkrieg und dann die sekundäre Sozialisation in den Jugendlagern und in der Wehrmacht der Verinnerlichung der Schamkultur vorgearbeitet hatten, so scheinen die Skrupel vieler Soldaten doch Theodor W. Adornos Hoffnung zu bestätigen, dass die Menschen „immer noch besser als ihre Kultur“ sind.<sup>58</sup> Die Kultur war dennoch stärker als individuelle Motive. Für das von Christopher Browning untersuchte Polizeibataillon 101 gilt dasselbe wie für das I. Bataillon des 691. Infanterieregiments. Viele Bataillonsangehörige hatten Angst, sich vor den Kameraden bloßzustellen, als feige, schwächlich oder nicht als Mann zu gelten. Wer nicht mitmachte, überließ die unangenehme Pflicht des Mordens den anderen, war ihrem beschämenden Blick ausgesetzt und musste damit rechnen, geschnitten und isoliert zu werden. Aber

---

<sup>57</sup> Faksimile in ebd., S. 515.

<sup>58</sup> Theodor W. Adorno, *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, Frankfurt 1987, S. 51.

die Verweigerung war nicht absolut. Die Verweigerer lehnten zwar die eigene Beteiligung am Morden ab, bestätigten aber gleichzeitig die Moral, die dieses Morden legitimierte. Diese Moral verabsolutierte das der „Härte“ verpflichtete Wir der Binnengruppe und setzte das als „weich“ stigmatisierte Mitleid mit dem wehrlosen Gegner außer Kraft. Der Verweigerer Sibille akzeptierte, nicht „hart“ zu sein. Und die Polizisten des Bataillons 101, die sich in Polen abseits stellten, schluckten nicht nur, als „Schwächlinge“ oder „Pimpfe“ zu gelten. Sie werteten sich vielmehr selbst gegenüber den mitmachenden Kameraden und den Vorgesetzten in dieser Weise ab. Sie behaupteten nämlich nicht, zum Töten „zu gut“, sondern dafür nur „zu schwach“ zu sein. Sie bemühten sich also, ihr Handeln nicht als Kritik an den Kameraden erscheinen zu lassen. Sie zweifelten nicht die Moral der Gemeinschaft an, sondern pathologisierten ihre eigene psychologische Verfassung.<sup>59</sup>

Die Verweigerer präsentierten sich als Ausnahme von der Regel der symbolischen Ordnung der Männergemeinschaft, in die sie eingebunden und auf die sie selbst als Außenseiter noch angewiesen waren. Das war die arbeitsteilige Geschäftsgrundlage, welche den Verweigerern eine randständige Position innerhalb der Gruppe sicherte und ihre soziale Isolation zumindest abmilderte. Tatsächlich erfüllten sie eine für die Binnenstruktur der Gruppe wichtige Funktion. Sie repräsentierten das Andere der dominanten „harten“ Männlichkeit und halfen so, dieses überhaupt erst sichtbar zu machen. Die Verweigerer trugen damit ihren Teil zur hierarchischen Binnenintegration der Gruppe bei und bekräftigten die verbrecherische Moral, der sie sich doch entziehen wollten.

### *Die Volksgemeinschaft als Gemeinschaft des Verbrechens*

Anders als es die nach dem Krieg gewobene Legende von der sauberen Wehrmacht glauben machen wollte, muss davon ausgegangen werden, dass ein sehr großer Teil der Wehrmachtsoldaten um den verbrecherischen Charakter des Krieges wusste, den sie führten, auch wenn nur eine Minderheit unmittelbar am Judenmord oder anderen Massakern beteiligt war. Diese Mehrheit war sich ihrer Rolle als Teil einer großen Verbrechensgemeinschaft

<sup>59</sup> Christopher R. Browning, *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen*, Reinbek 1993.



wohl bewusst. Mancher Soldat hatte schon während des Vormarschs im Osten 1941 „mit Schaudern“ daran denken müssen, „wie es wohl wäre, wenn wir einmal die Besiegten wären!“<sup>60</sup> An solche Ängste appellierte die Propaganda seit 1942, wenn sie der deutschen Bevölkerung die Rache der Juden im Fall einer Niederlage ausmalte. „Was würde denn“, so Göring im Oktober 1942, „das Los des deutschen Volkes sein, wenn wir diesen Kampf nicht gewinnen würden ... *Wird der Krieg verloren, dann bist du vernichtet.*“ Keiner solle sich der Illusion hingeben, er könne sich nachher „von diesen gemeinen Nazis“ lossagen. „Der Jude“ werde alle gleich behandeln, „seine Rachsucht gilt dem deutschen Volk.“<sup>61</sup> Das Verbrechen des Holocaust wurde als Geheimnis gehandelt, freilich als löchriges. Denn dass darüber geredet wurde, ließ sich nicht nur nicht verhindern, sondern hatte Methode. Worüber nicht geredet werden durfte, war moralisch zweifelhaft.

Die Botschaft vom numinosen Verbrechen erreichte ihre Adressaten. Die Propaganda spannte die Bevölkerung in eine durch Verbrechen verbundene Schicksalsgemeinschaft ein, aus der es kein Entrinnen gab. „Es ist richtig, wir müssen den Krieg gewinnen, um nicht der Rache der Juden ausgeliefert zu sein“, meinte ein Soldat im Juni 1943.<sup>62</sup> Ein anderer Soldat wusste: „Wir Deutschen sind eine Nation, die wirklich aktiv diesen Krieg aufgegriffen hat und die Folgen tragen muss.“ Allerdings brachte diese Einsicht nicht etwa die Überzeugung von der Legitimation des Krieges ins Wanken. Im Gegenteil, die Furcht vor der Rache der Juden oder der „Bestien“ aus dem Osten verstärkte nur den Eindruck der Schicksalhaftigkeit des Krieges: „Wir hätten“, so derselbe Soldat weiter, „auf ihn verzichten können, aber wer wollte die Folgen den nachfolgenden Generationen gegenüber verantworten. [...] Russland war eben Feindesland und

---

<sup>60</sup> Tagebuch Farnbacher, 25. September 1941; s. Ernst Klee u. a. (Hg.), „*Schöne Zeiten*“: *Judenmord aus der Sicht der Täter und Gaffer*, Frankfurt a. M. 1988.

<sup>61</sup> Rede Görings v. 4. Oktober 1942, in: Walter Roller und Suanne Höschel (Hg.), *Judenverfolgung und jüdisches Leben unter den Bedingungen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft*, Bd. 1: Tondokumente und Rundfunksendungen 1930–1946, Potsdam 1996, S. 217f.; Jeffrey Herf, *The Jewish Enemy. Nazi Propaganda during World War II and the Holocaust* Cambridge, Mass., 2006, S. 168f.

<sup>62</sup> Otto Buchbender/Reinhold Sterz (Hgg.), *Das andere Gesicht des Krieges*, München 1982, S. 117f.

ein Drecksnest.“<sup>63</sup> Der „Verrat“ der Attentäter des 20. Juli bestärkte das Bewusstsein von der Gerechtigkeit der eigenen Sache:

„Man sollte doch sagen, wenn ein Volk so betrogen wird u. gegen eine Welt von Feinden steht [und] trotzdem stand hält, dass es ein auserwähltes Volk ist. Sollten wir dennoch verlieren, dann weiß ich nicht, was eine gerechte Sache ist.“<sup>64</sup>

Das war die Moral der Schamkultur. Für sie wog nichts mehr als der Zusammenhalt der Gemeinschaft. Gut und moralisch im Recht war, wer ungeachtet persönlicher Skrupel, Unsicherheiten oder Ängste unbeirrt das tat, was die Gemeinschaft tat und ihr die „Treue“ hielt. Moralisch verwerflich handelte, wer ausscherte: „Für Verräter haben wir schon gar nichts übrig.“ Auch und gerade für die kleinen Gruppen galt: „Ein Lump, der jetzt nicht mitmachen will.“<sup>65</sup> Nur wer mitmachte, hatte ein Recht zu überleben. Wer ausscherte, war vogelfrei.

Wer freilich mitmachte und sich unterordnete, und sei es nur in den „äußeren Bezirken“, wie Frank Matzke 1930 gesagt hatte, genoss auch die entlastenden und Trost spendenden Ebenen der Kameradschaft. Denn Legitimation für den Dispens der Humanität gegenüber dem Gegner lieferte nicht nur das entmenschlichte Feindbild, sondern auch die Menschlichkeit, welche die Gruppe im Inneren pflegte. „Menschlichkeit“, Selbstlosigkeit, gegenseitige Fürsorge, Geborgenheit, auch Zärtlichkeit waren für sie keine Fremdwörter. Nur blieben sie meist auf die eigene Gruppe beschränkt. Je weiter der Krieg voranschritt, desto mehr sahen sich die Soldaten nicht nur mit der Teilhabe am Mord an der gegnerischen Bevölkerung, sondern auch mit dem massenhaften Tod der eigenen Kameraden konfrontiert. Aber die Erfahrung der physischen Destruktion ließ die Soldaten keineswegs an ihrer sozialen Produktivität irre werden. Sie wussten in den letzten Kriegsjahren mehr als zu Beginn des Krieges, wie sich sozialer Zusammenhalt in den kleinen Kampfseinheiten immer wieder aufs Neue und mit ständig neuem Personal herstellen ließ. Als der Unteroffizier Kurt Kreißler, im Zivilberuf

<sup>63</sup> *Briefwechsel Franz und Hilde Wieschenberg*, 1940–1945, Kempowski-Archiv Nartum, Best. Nr. 3386, hier Franz Wieschenberg, 28. August 1944.

<sup>64</sup> *Briefwechsel Helmut und Edith Wißmann* (geb. Wulf) 1940–1945, Privatbesitz, hier Helmut Wißmann, 9. August 1943. Vgl. Buchbender/Sterz, 141ff.

<sup>65</sup> Joachim Dollwet, *Menschen im Krieg, Bejahung – und Widerstand?*, in: *Jahrbuch für Westdeutsche Landesgeschichte* 13 (1987), S. 279–322, hier: S. 318.

hoher HJ-Führer, im Januar 1945 nach einem Genesungsurlaub zu seiner Kompanie zurückkehrte, war klar: „Alte Kameraden treffe ich weiter keine mehr an.“ Die Frage, „Wie wenige sind wir noch?“, ließ sich nicht unterdrücken. Sie steigerte aber nur sein Bemühen darum, dass sich die „Leute und ihre Unterführer so rasch wie möglich kennen lernen, um in kommenden Gefechten und schwierigen Einsätzen eingespielt zu sein“.<sup>66</sup> Blieb die Erinnerung an das große gemeinschaftliche Verbrechen durch die Angst vor der Rache der Gegner im Osten auch wach, so verengte sich doch der Erfahrungshorizont der Soldaten auf den Aktionsradius der Kompanie.

„Aus einigen deutschen Dörfern haben wir den Ivan herausgeworfen. Mit kaum 150 Mann schlugen wir über 1000 Russen in die Flucht [...] Alle haben glänzende Stimmung. ... Besonders meine kleine Einheit, mein Komp[anie]trupp, den ich selbst führe, ist ein Herz und eine Seele. ... Der Geist in unserer Truppe ist noch nie besser gewesen als zur Zeit. Zusammenbleiben können und gemeinsam kämpfen oder gemeinsam verwundet werden, ist unser Wunsch.“

Am Ende des Krieges war der Zusammenhalt nicht mehr, wie es die Berufspflichten des Soldaten vorsahen, die Grundlage des Kampfgeists. Die Destruktion des physischen Lebens bildete die Voraussetzung des sozialen Erlebens.

### *Schluss*

Die „menschliche“ Seite der Kameradschaft machte das „unmenschliche“ Gesicht des Krieges und des eigenen Handelns darin erträglich, moralisch wie emotional. Über diese kompensatorische Funktion hinaus wirkte Kameradschaft jedoch auch als Motor der Gewalt, und zwar der regulären wie der verbrecherischen. Sie war die Grundlage des Konformitätsdrucks, den die Soldaten vom Eintritt ins Militär an spürten und größtenteils bereits vorher kennengelernt hatten, vor allem in den Trainingslagern des NS-Staates. Konformitätsdruck ist aber nur eine Seite des Phänomens. Gleichzeitig war Kameradschaft auch die Chiffre sozialer Verdichtung, die umso intensiver wirkte, je schärfer sich eine soziale Gruppe von einer wie auch

---

<sup>66</sup> Kurt Kreißler, *Erinnerungen* (tagebuchartiges Manuskript, ca. 1943/44, Kopie im Besitz des Verfassers) S. 149, S. 153–158.

immer verstandenen Außenwelt abzugrenzen wusste, am besten durch die bewusste und dezidierte Verletzung der Normen dieser Außenwelt. Kameradschaft bedeutete: Mitmachen, was immer die Gruppe für gut, richtig und zweckmäßig hielt. Die Apotheose dieser Gruppenmoral wirkte als Schmieröl der Vernichtungsmaschinerie wie der Kriegsmaschinerie. Nicht nur eine tapfer überstandene Schlacht, auch Übergriffe gegen die unterworfenen Zivilbevölkerung vermittelten kollektive Omnipotenzgefühle. Die Gruppe feierte sich selbst und die soziale Souveränität des Männerbundes, das Bewusstsein, über die zivile Moral und internationale Kriegsgesetze erhaben zu sein. Sie definierte die Regeln des Zusammenlebens neu – oder sie mochte sich doch dieser Illusion hingeben. Dass einzelne oder viele Mitglieder dieser Gruppe Skrupel ob der gemeinsam begangenen Taten hatten oder nicht mitmachen wollten, stellte das Gruppenleben nicht prinzipiell in Frage, sondern wirkte vielmehr als Katalysator einer Vergemeinschaftung, die sich um individuelle Lebenshorizonte oder Verantwortung nicht scherte, sondern deren kontinuierliche Destruktion zum Ziel hatte, sich im Übrigen aber auch mit äußerer, nicht notwendig innerer Anpassung zufrieden gab.

Kulturanthropologen haben für diese Gruppenmoral den Begriff der Schamkultur geprägt und der Gewissenskultur gegenübergestellt. Dass das Paradigma der Schamkultur in Deutschland in einem für Industriegesellschaften sonst unüblichen Maße handlungsleitend und normbildend werden konnte, ist nicht nur auf das totalitäre Regime der Nationalsozialisten zurückzuführen, sondern hat ältere Wurzeln, die vor allem in der mentalen Bewältigung des Ersten Weltkrieges lagen. Die Gesellschaft war mit der Bewältigung der Kriegsfolgen, vor allem der emotionalen und moralischen, überfordert. Diese Belastung traf Deutschland aufgrund seiner Niederlage und der Demütigung durch den Versailler Vertrag härter als alle anderen am Ersten Weltkrieg beteiligten Nationen. In dieselbe Richtung wirkte die soziokulturelle Fragmentierung Deutschlands als eines „latecomers“ unter den europäischen Nationalstaaten. Seit etwa der Jahrhundertwende regte sich wachsendes Unbehagen an der Zersplitterung in Klassen, Konfessionen, Regionen, nicht zuletzt am Geschlechterkonflikt. Im Ersten Weltkrieg eskalierte die Spaltung der Nation und ließ die Sehnsucht nach einer großen, von allen inneren Konflikten geheilten „Volksgemeinschaft“ umso stärker werden. In gewisser Hinsicht wurde diese Sehnsucht im Zweiten Weltkrieg

erfüllt – in Gestalt einer großen „Volksgemeinschaft“, die in der Tat innere Konflikte zurückstellen konnte, weil sie sich zusammengebunden fühlte im Zeichen des großen, gemeinschaftlich begangenen Verbrechens.